

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 105 (1979)
Heft: 13

Illustration: Hast du eigentlich kalt [...]
Autor: Wyss, Hanspeter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mein Vetter Rudolf

In seiner frühesten Jugend fragte mein Sohn seinen Grossvater: «Grosspapa, welche Farbe haben die Gedanken?» Der Grossvater, nie um eine Antwort verlegen, erwiderte: «Blau.»

Das lässt sich natürlich nicht beweisen, und man muss fürchten, dass die Gedanken mit der Zeit auch grau oder sogar weiss werden können. Schwieriger noch war die Frage, ob sieben viel sei. Damals war die Relativitätstheorie noch nicht das tägliche Tischgespräch unter den Gebildeten, und so blieb die Frage unbeantwortet. Mir allerdings wurde der Fall zum Problem, als ich mich mit der Frage zehn beschäftigte. Das war der Altersunterschied zwischen meinem Vetter Rudolf und mir. In jenen Tagen begann ich mensa zu deklinieren, so heisst lateinisch der Tisch, und anscheinend fängt das lateinische Wissen mit der mensa an. Mein Vetter Rudolf aber studierte in Leipzig Musikgeschichte, spielte sehr gut Klavier, doch zu der ersehnten Dirigentenlaufbahn reichte es nicht.

Ueber ihn zu schreiben, ist ein Vergnügen, er war ein ungewöhnlich schöner Mensch und ein vollendeter Charmeur. Der Altersunterschied war allerdings für eine freundschaftliche Beziehung gar zu gross. In jener Zeit musste bei häuslichen Festen in Prag Theater gespielt oder wenigstens Musik gemacht werden. Sogar eine Oper wurde gekauft und mehrmals aufgeführt. Sie hiess «Eduard und Kunigunde». Der Vater Kunigundes war der Ritter Schnusi, und sie hatte, des Reimes wegen, ein Gschpusi mit dem Ritter Eduard. Alle bringen sich und einander um, erheben sich aber zu einem letzten Tanz. Bei all dem war mein Vetter Rudolf natürlich als Liebhaber oder Musikant völlig unentbehrlich.

Als meine Generation an der Reihe war, musste ich die nötige Literatur verfassen. Immerhin kam die Premiere der «Salome» und der Raub der Mona Lisa mir zu Hilfe.

Doch es kommt die Zeit, da die Altersunterschiede sich einbrennen. Und sie kam denn auch für meinen Vetter Rudolf und mich. Ein eifriger Feuerwerker – das war der höchste Unteroffiziersrang bei der österrei-

chischen Artillerie – fand im Ersten Weltkrieg heraus, dass sowohl mein Vetter wie ich allein den Krieg entscheiden könnten. Bei mir lag der Fall einfach; ich hatte schon im Frieden bei der Artillerie gedient, war mit meinem Pferd gestürzt, dabei ergab sich ein kleiner Bruch am rechten Fuss, und ich wurde mit einer Monatsrente von acht Kronen – das waren acht Franken und vierzig Rappen – als invalid entlassen. Davon konnte man auch in jenen glücklichen Tagen nicht leben, aber man musste wenigstens keine Geschütze einen Hügel hinaufschieben.

Mein Vetter Rudolf hatte nie gedient, fand die Offiziersschule begeistert, während ich die wahre Begeisterung für die Artillerie nicht aufbringen konnte. So ging ich hustend zu einem Arzt, der sehr gebildet war und mir riet, nach «Davoo» zu gehn. Tatsächlich wurde mir zu diesem Zweck ein Urlaub bewilligt, und ich fuhr nach «Davoo». Dort hatte ein sehr befreundeter Arzt auf seinem Schreibtisch einen Stoss papierener Brustkörbe liegen. Er nahm den obersten, horchte, klopfte und schrieb zwischen je zwei Rippen irgend etwas Gelehrtes. Mit diesem Brustkorb bewaffnet, fuhr ich in meine Garnison und ging zu dem Augenarzt, der gerade Chefarzt von drei Regimentern war. Er betrachtete den Brustkorb ebenso gründlich wie verständnislos

und sprach dann die entscheidenden Worte: «Ja, allerdings ...» Und das hiess soviel, wie dass ich für die Artillerie doch kein rechter Gewinn sei. Und ich dürfe zu meiner zivilen Tätigkeit zurückkehren, die in der Inszenierung wehrloser Theaterstücke mit sechs Proben bestand. Das Artillerieregiment hatte auch einen Oberst, der mich schmerzlos ziehen liess, denn er konnte mich nicht ausstehen, was durchaus auf Gegenseitigkeit beruhte. Kaum aber war ich beim Theater, erhielt ich folgende Karte: «Lieber Freund, ich bin Sonntag abend in Prag und hätte gern zwei Karten zur «Csardasfürstin». Können Sie mir die besorgen? Herzlichst Ihr ...»

Natürlich konnte ich das ohne Bezahlung, und wenn ich nicht irre, wiederholte sich der Besuch der «Csardasfürstin» noch vier- oder fünfmal.

Schliesslich muss ein Oberst doch etwas für seine Bildung tun.

Doch zurück zum Vetter Rudolf, dem meine Auslassungen gewidmet sind. Er bewährte sich in der Offiziersschule so ausgezeichnet, dass er sie als Leutnant verlassen konnte. Damit aber war sein erstes erzählenswertes Erlebnis verbunden. Er kam in eine andere Garnison und erblickte dort das Modell einer Kanone, das er nicht kannte. Nun gehörte zu seinen Eigenschaften, dass er sich für alles interessierte – was beim Militär nicht unbedingt empfehlenswert ist. Er betrachtete die Kanone von allen Seiten und mit solchem Interesse, dass es den Verdacht eines Kanoniers erweckte. Ein österreichischer Artillerieleutnant, der sich lebhaft für ein Geschütz interessierte? Das war höchst verdächtig, man berief einen Offizier, der meinen Vetter streng verhörte. Nur mühsam gelang es, die Harmlosigkeit des Falles festzustellen.

Mein Vetter wurde einer Batterie zugeteilt und tat mit überschäumender Begeisterung seine Pflicht. Manchmal allerdings war die Begeisterung wirklich überschäumend und galt nicht immer dem rechten Ziel. Sein Hauptmann schickte ihn nach vorn, um die Bewegungen des Gegners zu beobachten. Als er zurückkam, fragte sein Chef:



HANSPETER WYSS